



Niederdeutsches Heimatblatt



Nr. 102

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern

Heimatbund an Elb- und Wesermündung, e. B.

Juni 1958

Die Grabplatten von Cappel und ihre Wappen

Vier bedeutende Geschlechter: Fouwes, Hars, Schmülts und Stoers

Von den Stürmen, die während des Dreißigjährigen Krieges über die deutschen Lande dahibrausten, scheinen unsere weltabgelegenen Marschen, insbesondere auch das Land Wursten, nicht allzustark berührt worden zu sein. Die reichen Stiftungen, die die Wurster Bauern um jene Zeit ihren Kirchen machten — man denke an die Kanzeln von Dorum (1619), Midlum (1623), Misselwarden (vor 1625) und Padingbüttel (1652) —, wie die pomphaften Grabsteine, mit denen sie ihre Erbbegräbnisse ausstatteten, beweisen es.

Noch heute erregen die Grabplatten mit den Porträts der unter ihnen beigesetzten Wurster Großen die Aufmerksamkeit jedes Fremden, der der Wurster Marsch einen Besuch abstattet. Entstammen diese Steine auch durchweg dem ausgehenden 16. Jahrhundert und der Zeit kurz vor dem Dreißigjährigen Krieg, so fehlt es doch nicht an Beispielen dafür, daß auch in den folgenden Jahr-

Über die von den vier erwähnten Cappeler Geschlechtern geführten Wappen sind wir gut unterrichtet. Die Fouwes führten im gespaltenen Schilde rechts einen mit der Fouwesschen Hausmarke belegten Balken, begleitet von drei Rosen, und links den halben friesischen Adler. Das Wappen Hars mit einem aus dem Wald gegen ein Pentagramm springenden Hirsch — anscheinend ein sogenanntes redendes Wappen, denn der Hirsch heißt plattdeutsch hart — findet sich u. a. am Dorumer Taufbecken und dem Schalldach der Midlumer Kanzel. Die Schmülts scheinen — nach einem Cappeler Grabstein von 1581 zu schließen — zunächst nur ihre Hausmarke in den Wappenschild gesetzt zu haben, und das in großer Zahl überlieferte Wappen Stoers zeigt im geteilten Schild oben drei Rosen und unten einen Fisch (Stör). Es hat also wie das Harssche den Charakter eines redenden Wappens.

Gleich dem Familiennamen will das Familienwappen ein äußerlich sichtbares Band um die Angehörigen einer Sippe schlingen. Demgemäß pflegt es nicht ohne zwingenden Grund verändert zu werden. Tatsächlich finden wir denn auch die genannten Geschlechter durch Generationen hindurch im Besitz des gleichen Wappens. Das gilt vor allem von der Familie Stoers, läßt sich jedoch auch für die Fouwes und Hars nachweisen. Aber es blieb nicht so. Die Familie Fouwes verstand es, sich unter dem Namen Faust von und zu Neufeld in den erblichen Adelsstand erheben zu lassen. Fortan finden wir sie im Besitz eines Wappens, das eine geballte Faust zeigt, wie sie auch — außerhalb des Familienwappens — auf einigen der mächtigen Cappeler Grabsteine als schmückende Beigabe zu sehen ist. Die Stoers behielten zwar ihr Wappen bei. Eigenartigerweise wurde es aber, und zwar anscheinend auf Grund einer „Eheheirat“ — von einem Zweig der Familie Hars übernommen. Harr Hannik Hars und Hanke Hars führten 1684 und 1717 mit dem Harsschen Hirsch, der als Helmzier beibehalten wurde, und Gebe Helena Hars, die Frau der Oberdeichgräfen Johann Dü-

rels, ließ schließlich überhaupt den Fisch aus dem Wappen fort. Dies zeigte nun nur noch die drei Rosen, daneben aber nach wie vor als Zier den Hirsch (vgl. Abb.).

Doch noch eine andere Änderung erlebte das Harssche Wappen. Jubke Hars sowie Hille Hars, Tochter des Harr Hannik Hars zu Dorum, sind auf den Cappeler Grabplatten mit einem Wappen vertreten, das einen auf eine Mauer gestellten, gegen eine Hausmarke anspringenden Löwen zeigt. Das gleiche Wappen kehrt auf dem kleinen Abendmahlkelch der Cappeler Kirche von 1623 wieder.

Auffallenderweise findet sich nun auch auf den Cappeler Grabsteinen das Schmültsche Wappen ganz entsprechend dem Harsschen ausgebildet, d. h. es zeigt die Schmültsche Hausmarke, gegen die ein auf eine Mauer gestellter Löwe anspringt.

Man wird sich fragen, wie es zur Schaffung dieser sich so ähnlichen Löwenwappen gekommen ist. Der Löwe, der gegen eine Hausmarke anspringt, hat in unserer Gegend auch sonst gelegentlich Ver-



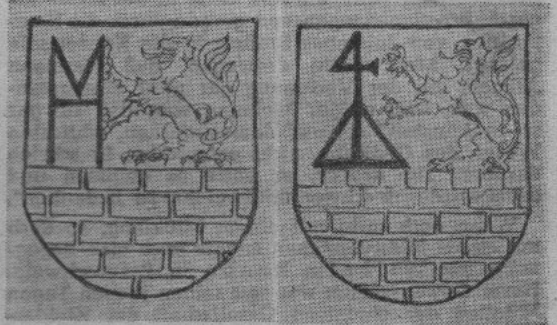
Hars, Dorum

Stoers

zehnten noch das eine oder andere Wurster Geschlecht begütert genug war, diesen Brauch fortzusetzen. Ja, alle jene Steine werden zum mindesten in ihrer Größe übertroffen durch die Grabplatten des Cappeler Kirchhofs, die jedem Besucher der Cappeler Kirche und des Kleinods der Schnitgerschen Orgel auffallen müssen und schon zu vielen Fragen Anlaß gegeben haben.

Von vier bedeutenden Geschlechtern legen diese Steine nebst einer weiteren, jetzt unweit der Kirche verwahrten Grabplatte Zeugnis ab, den Fouwes, Hars, Schmülts und Stoers. Wie ein Blick in die Steuerlisten des 17. Jahrhunderts erweist, vereinigten sie einen recht bedeutenden Besitz wertvollsten Marschlandes in ihren Händen. Da nun aber Besitz zugleich Gelegenheit zu Bildung und gehobener Lebensführung bot, ergab es sich von selbst, daß diese Geschlechter sich miteinander versippten.

Immer wieder tritt in der Wurster Geschichte das Bestreben der „führenden“ Geschlechter hervor, sich auch äußerlich vor ihren Landsleuten hervorzuheben. Das konnte geschehen durch die Errichtung burgartiger Sitze, wie sie ein Themeler Hof und die Krähenburg bei Dorum noch heute schwach erkennen lassen. Einige Familien versippten sich auch mit dem Adel der näheren oder weiteren Umgebung oder verstanden es, sich selbst nobilitieren zu lassen. Alle aber führten gleich dem Adel und den ratsfähigen Geschlechtern in den Städten Familienwappen.

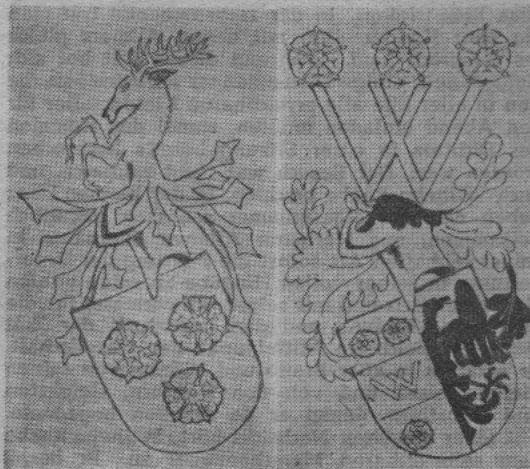


Hars, Cappel

Schmülts

wendung gefunden, so im Wappen der Familie Osterndorf auf zwei Altenwalder Grabsteinen aus der Zeit um 1700. Aber hier fehlt die Mauer, und offen bleibt außerdem die Frage, warum die Wappen zweier großer alter Geschlechter — eins von ihnen (das der Familie Hars) dazu unter Aufgabe des altererbten Emblems (des Hirschens) — in eine neue, einander gleiche Form gegossen wurden.

Die Antwort läßt sich erraten, wenn wir die Person der Wappenträger näher ins Auge fassen. Siemme Schmülts war die erste Ehefrau des Capitäns und Vogts Eide Fouwes, Jubke Hars die Ehefrau des 1605 verstorbenen Johan Eide Fouwes und Siemme Hars die zweite Ehefrau des genannten Eide Fouwes. Dargestellt sind die Löwenwappen auf den Grabsteinen der Familie Fouwes und auf dem, vorwiegend von den Fouwesschen Frauen gestifteten Cappeler Kelch. Wir werden daher kaum in der Annahme fehlgehen, daß die Wappenänderung auf den Einfluß der ehrgeizigen Familie Fouwes zurückzuführen ist. Auch die Wahl des Wappenbildes, des Löwen auf der Mauer, hat ihre guten Gründe. Die Steinmauer ist das Sinnbild einer Feste, insbesondere auch der Ritterburg, des „Steen“ oder „Stien“, wie sie im flämisch-niederländisch-friesischen Raum genannt wird, und der Löwe bildet ein altes Machtsymbol. Er kehrt denn auch in den Wappen der west- und ostfriesischen Häuptlingsgeschlechter häufig wieder. Die Umgestaltung der altererbten Hauswappen der Fouwesschen Ehefrauen also liegt völlig auf der Linie der Hauspolitik der Familie Fouwes alias Faust von und zu Neufeld. Es ist, wie wir sehen, mehr als eine kleine Eitelkeit, die hier durchblickt. Viel-



Hars, Misselwarden

Fouwes

Hermann Allmers und die Kleiderseller

„Der Kerl hätte gar nicht zu kommen brauchen“ meinte Wilhelm Raabe

Unser Marschendichter war zu echter und tiefer Freundschaft fähig. Einst schrieb er:

„Und find'st du einen treuen Freund,
Sei's wo und wer und was es sei,
Sei stolz darauf und halt ihn hoch
Und sag' es laut und sag' es frei“.

So hat er es all sein Lebtag gehalten, und viele, viele Menschen aus nah und fern sind in seinem langen Leben in das Blickfeld seiner suchenden Augen und in den Bann seines allzeit empfangsbereiten Herzens getreten. Fraglich allerdings bleibt, inwieweit er Fremden die Fenster und Tore der eigenen Seele öffnete. Friesen und Niedersachsen verschließen oft schamhaft und scheu ihr Inneres, wenn ein Fremder Einlaß begehrt. Von Ernst Haackel allerdings behauptete er einmal, daß er als „liebster und bester Mensch“ auf der Sonnenhöhe seines irdischen Glücks einen tiefen Blick in sein Herz habe tun dürfen.

Im Kreise froher und besinnlicher Menschen gab sich der Dichter stets aufgeschlossen, und in solcher Umgebung drängten dann auch mit elementarer Gewalt alle Pläne, Gedanken, Vorschläge und Ideale wie ein sprudelnder Quell ans Licht, wie sie in der Einsamkeit seiner Marschenheimat geboren und er bei der Lektüre seiner Lieblingsbücher empfangen hatte. Mit seinem feinen Natursinn, seiner reichen Phantasie, seiner Liebe zur Dichtkunst und seinem trefflichen Empfinden für die Kunst fand er überall freundliche Aufnahme und willige Zuhörer. Mit wievielen bedeutenden Männern ist er nicht in Berührung getreten! Dichter, Gelehrte und schaffende Künstler hat er auf seinen zahlreichen Reisen aufgesucht oder sind bei ihm in seinem Heim zu Gast gewesen. Manche wertvolle Anregung haben sie von ihm entgegen genommen, und er selbst hat auch von ihnen tiefe Eindrücke erhalten, die ihn bis ins hohe Alter begleiteten und bereicherten.

Natürlich hat es manchmal auch Enttäuschungen und Mißverständnisse gegeben. Über die Geschichte seines kurzen Liebesfrühlings, der so traurig enden sollte, mag hier still und behutsam hinweggegangen werden.

Aber eine ernste Verstimmung gab es mit Johannes Brahms, der sein herrliches Gedicht „Feldeinsamkeit“ in Töne setzte. Dieses Gedicht, im Sonnenschein empfangen und im Mondschein geboren, ist wie „Allerseelen“ von seinem Dichterbruder Hermann von Gilm in die Literaturgeschichte eingegangen und gerade durch die Komposition von Johannes Brahms in die Konzertsäle gelangt. Merkwürdig deswegen, daß Hermann Allmers mit der Vertonung gar nicht einverstanden war, weil er der Meinung war, daß sie gar zu „gekünstelt“ sei und dem einfachen, schlichten Wesen des Gedichtes nicht entspräche. Er schrieb darüber: „Ich wollte, er hätte es gelassen und drum wurde mir schwer, mich bei ihm zu bedanken“.

Wenn auch nicht mit einem Mißklang, so doch mit einem Nichtverstehen endete auch eine Begegnung mit Wilhelm Raabe in Braunschweig. Unser Gewährsmann war seit seinen jungen Tagen Mitglied der ehrsamten Gesellschaft der Kleiderseller, deren bedeutendstes Mitglied Wilhelm Raabe war. Vom Sinn dieser Vereinigung heißt es, daß die hier üblichen Verkehrsformen dazu angetan seien, den „guten geselligen Anlagen Vorflut zu verschaffen und unnützen Hemmungen der Entwicklung vorzubeugen“. Keine Gelegenheit ließ man vorübergehen, durchreisende Fremde von Bedeutung einzuladen, um das Wesen ihres Schaffens und Könnens kennenzulernen und von ihnen weitwirkende Anregungen zu erhalten.

Einst kam auch Hermann Allmers in diesen Kreis, und das war so: Ein Braunschweiger Mitglied der Kleiderseller hatte 1891 im Archiv in Lüneburg geforscht, und da er das Marschenbuch von Hermann Allmers gelesen hatte, entschloß er sich, auf einer Fußwanderung die vom Marschendichter behandelten Landschaften zu durchstreifen. So pilgerte er am linken Elbufer entlang, kam nach Cuxhaven und durchquerte dann das Land Wursten, um nach Bremen zu gelangen. Und nun berichtet er, daß er im Lande Wursten „das märchenhafte Glück“ hatte, an einer Versammlung der Männer vom Mor-

.....
mehr läßt uns auch diese scheinbare Nebensächlichkeit erkennen, daß die Fouwes kein Mittel ungenutzt ließen, um ihre ehrgeizigen Pläne zu verwirklichen. Man kann daher verstehen, daß die noch im 17. Jahrhundert streng republikanisch gesinnten Wurster der Familie einen Teufelspakt anhängten. Die heute noch lebenden Nachkommen der Fouwes weiblicher Linie (die männliche ist ausgestorben) haben allerdings zu einer anderen Auffassung Anlaß, denn Jahr für Jahr noch wirkt die Faustsche Familienstiftung für deren studierende Sprossen ihren Segen.

Dr. Benno Eide Siebs

genstern teilnehmen zu dürfen. In der Geburtsstätte des Morgensterns, Gaststätte „Schloß Morgenstern“, feierte man gerade den Abschied eines Mitbegründers des Vereins, da der aus Braunschweig stammende Stadtdirektor von Bremerhaven, Gebhard, als Leiter der Landesversicherungsanstalt nach Lübeck berufen war. Den Höhepunkt der Veranstaltung bildete das Eintreffen des Marschendichters, der sich im Verlauf des Abends mit besonderer Freundlichkeit des Gastes annahm und ihn beim Aufbruch bat, mit ihm nach Rechtenfleth zu kommen. Nun hatte aber ein Versammlungsteilnehmer diesem zu verstehen gegeben, daß es mit dem einst so blühenden Hof nicht allzu gut mehr bestellt sei, und deswegen lehnte der Fremde die Einladung bestimmt und freundlich ab und verbrachte den Rest der Nacht im Kreise der „ausdauernden“ Morgensterner. Wer in früheren Jahren solche Zusammenkünfte erlebt hat — namentlich im Beisein des Harsefelder „Lehmkonditors“ Dr. Schmidt —, der wird Verständnis dafür haben, daß der Braunschweiger später in seinem Bericht über diese Sitzung schrieb, daß er in „Imstein“ (statt in Imsum) gewesen sei und daß man den Geestemünder Bürgermeister (statt den Bremerhavener Stadtdirektor) weggefeiert habe. Immerhin,

Eine sündhafte, aber verständliche Freude

Natürlich erregte der Fremde mit seiner lauten Unterhaltung und in der Tracht eines Hoffmann von Fallersleben die Aufmerksamkeit der Straßengugend, die neugierig folgte und lauschte und der man sich nur mühselig erwehren konnte. Schwierig wurde die Lage auf dem Schloßplatz. Das Schloß wurde damals von dem Prinzen Albrecht von Preußen als Regent des Landes Braunschweig bewohnt; denn als 1884 mit dem Herzog Wilhelm die braunschweigische Linie ausstarb, wählte die Landesregierung einstimmig den Neffen des deutschen Kaisers als Regenten. Plötzlich fragte Hermann Allmers, ob denn dieser „Mann“ im Lande wirklich beliebt sei? Nur ganz zögernd und leise und sehr zurückhaltend, um kein Aufsehen zu erregen, erfolgte die Antwort, und unser Gewährsmann bekannte später, daß er in diesem Augenblick eine zwar ganz sündhafte, aber verständliche Freude über den Sprachfehler des Dichters gehabt habe, weil die sich inzwischen ansammelnden Menschen ihn nicht verstanden. Aber dem Dichter wurde diese Einstellung nicht bewußt, und breit und umständlich erzählte er nun von seiner Begegnung mit diesem Prinzen während eines Besuches der Katakomben in Rom, über die er übrigens in seinen „Römischen Schlendertagen“ folgendermaßen schrieb:

„Gestern besuchte ich wieder einmal die stille Welt der Katakomben, diesmal in größerer Gesellschaft. Ein junger Mensch darunter konnte sich nicht enthalten, trotz des tiefsten Eindrucks, den wir empfangen, allerlei frivole und „schnodderige“ Redensarten zu führen, die mich lange genug aufs Empfindlichste berührten. Endlich konnte ich mich nicht länger halten, trat auf ihn zu und verwies es ihm mit derben Worten. Ich sagte, wenn er seine Witze durchaus loswerden müßte, möge er einen passenderen Ort dazu auswählen. Der junge Mensch verstummte, sah mich bestürzt an und wurde rot übers ganze Gesicht. Wieder ans Tageslicht gelangt, belehrte mich eine heranrollende Karosse, die ihn aufnahm, wem ich eigentlich die Wahrheit gesagt. — Es war ein junger Prinz im Gefolge des Königs von Preußen, was mich hinterher nicht wenig amüsierte.“

Nun, und das war eben dieser Prinz hier im Schlosse ...

Man wird verstehen, daß seinem Begleiter plötzlich ein pfundschwerer Stein vom Herzen trudelte, als Allmers kurzerhand erklärte, nun wolle er ein Glas Bier trinken. In der Hagschenke traf man ein paar Kleiderseller, mit denen Allmers gleich ins Gespräch kam. Während dieser Zeit bot sich Gelegenheit, einige Diener aufzutreiben, die nun in aller Eile alle erreichbaren Kleiderseller für den Abend einladen mußten, zumal das Kommen des Dichters in einer Sitzung bereits besprochen worden war. Der Besuch war recht zahlreich, und auch Wilhelm Raabe erschien. In der kleinen Dönn neben dem Hauptgastzimmer saß man gemütlich beisammen, und Hermann Allmers übernahm in seiner lebhaften Art sofort die Führung der Unterhaltung. In seiner vollen Hingabe an seine vitalen Gegebenheiten und mit seiner Schwärmerei für die allgemeine Bildung und den Fortschritt der Zeit stand er gleich im Mittelpunkt der Gesellschaft. Er erzählte in aller Breite und Wärme von seinen vielen Reisen und von den Dichtern, Gelehrten und Künstlern, denen er da draußen begegnete. Mit einer gewissen Nachsicht hörte Wilhelm Raabe dem selbstsicheren Marschenbauer zu. Er besaß selbst einen reichen Schatz an Anekdoten und Schnurren; aber im Wettstreit mit diesem Haupt-

er war auf seine Kosten gekommen und vor allem: Die Freundschaft mit dem Marschendichter war geschlossen und mit Grog besiegelt. Es währte auch nicht lange, da stand der immer reiselustige Dichter eines Tages unangemeldet vor dem Gartenhaus am Petritor in der alten Welfenstadt. Auf einer Bank vor dem Hause saßen im Sonnenschein die beiden Schwestern des Besitzers, und sie waren aufs höchste erstaunt und — erschrocken, als plötzlich die mächtige Gestalt des Siebzigjährigen vor ihnen stand, und er in seiner sonderbaren Kleidung und mit kaum verständlichen Worten sich zu erkennen gab. Bei einer Tasse Kaffee stellte sich aber bald eine behagliche Stimmung ein. Als dann der Bruder ins Haus trat, gab man ihm in leise geflüsterten Stichworten (große Nase, unartikulierte Sprache) den Besuch bekannt und sagte laut, so daß es Allmers hören mußte: „Wir haben einen lieben Gast, nun rate, wer es ist.“ Da rief der Eintretende: „Ach, ich weiß, es ist der liebe Allmers aus Rechtenfleth.“ Den ganzen Tag über kam der Dichter nicht aus dem Verwundern heraus, daß sein Freund gleich auf ihn gekommen sei. Es gäbe also doch Ahnungen und Gedankenübertragungen. Ja, so meinte er immer wieder mit höchstem Erstaunen ...

Nach dem Kaffeetrinken erfolgte dann ein gemeinsamer Spaziergang durch das liebe alte Braunschweig mit seinen vielen Erinnerungen an Heinrich den Löwen.

ling der Morgensterner fühlte er sich unterlegen. Er unternahm auch gar keinen Anlauf, sondern saß still und abwartend da. Er, dessen Gedanken so gern in der Vergangenheit weilten und der sich seine innere Welt nach den Bedürfnissen und Gesetzen seines Gemüts formte — schwieg und ließ den andern reden. So verlief der Abend ganz anders, als man sich ihn gedacht hatte. Die Gegensätze schienen allzugroß. Man redete aneinander vorbei und fand nicht den gleichen Schlag des Herzens und auch nicht die Brücke ins Reich des Dichters. Sicher aber trug an diesem Mißerfolg auch das Ungeschick der Anwesenden bei, die es nicht verstanden, die beiden Norddeutschen auf den Weg zu leiten, auf dem beide demselben Ziele zustrebten. Leider! Kurz und gut: Als Hermann Allmers in später Stunde den Kreis verließ, um für die Nacht sein Gasthaus aufzusuchen, faßte Wilhelm Raabe den Gesamteindruck der Zusammenkunft mit den Worten zusammen: „Der Kerl hätte gar nicht zu kommen brauchen. Aus dem Vorbericht kannte ich ihn viel besser.“

J. J. Cordes

Wer kennt das Volkslied?

Ich ging einstmal
— un du weest et jo woll noch —,
Ich ging einstmal bei der Nacht.
Die Nacht, die war so finster,
— schneller un de weller un de ruch ruch
Daß man kein Sternlein sah.
Sieh, da ging ich vor Feinsliebchen
— un du weest et jo woll noch —,
Sieh, da ging ich vor Feinsliebchen ihre Tür.
Die Tür, die war verschlossen
— schneller un de weller un de ruch ruch
Ein Rieglein war davor.
Sieh, da klopfte ich ganz leise
— un du weest et jo woll noch —,
Sieh, da klopfte ich ganz leise davor.
Da kam die jüngste Schwester
— schneller un de weller un de ruch ruch
Und ließ mich still herein.
Sie führte mich nach oben
— un du weest et jo woll noch —,
Sie führte mich nach oben in das Haus.
Ich gedacht bei ihr zu schlafen
— schneller un de weller un de ruch ruch
Zum Fenster muß ich hinaus.
Sieh, da fiel ich auf einen
— un du weest et jo woll noch —,
Sieh, da fiel ich auf einen Stein.
Zwei Rippen im Leibe zerbrach ich mir
— schneller un de weller un de ruch ruch
Dazu das rechte Bein.
Sieh, da kam mein Bruder
— un du weest et jo woll noch —,
Sieh, da kam mein Bruder daher.
Er nahm mich auf die Arme
— schneller un de weller un de ruch ruch
Und trug mich still nach Haus.

Dieses Lied, von dem mir allerdings die Anfangszeilen der letzten Strophe entfallen sind, hörte ich von einem alten Manne vor etwa 60 Jahren. Es soll in meiner Heimat (Landkreis Geestemünde) weit verbreitet gewesen und durch hannoversches Militär, das dort in Quartier lag, dahingekommen sein. Auffallend ist das plattdeutsche Einschießel der ersten Zeile und mehr noch die sinnlose Reimerei der vierten Zeile. Woher mag das Lied ursprünglich stammen?

„Willem kontra Hermann“ - eine Geschichte um die Seehunde

Opi Huck schrieb an den „Reichsjägermeister“ — Keine Angst vor „hoge Tiern“

Als ich Student war, hatte ich ein Portemonnaie aus einer Vorderpote eines Seehundes, den mir der alte Harms schön sauber „ausgeleppt“ und gegerbt hatte. Immer wenn ich zahlen mußte — und das mußte man ja täglich mehrmals — fragte man: „Was haben Sie denn da?“

Zuerst erzählte ich dann wahrheitsgemäß — in Tübingen, später in München —, was, wie, wo: Seehund von der deutschen Küste, selbst geschossen, selbst gemacht, bis auf die Silberklauen, die der Uhrmacher angebracht hat.

Alles die reine Wahrheit! Ergebnis: „Hahaha... Mann, wollen Sie mich aber auf den Arm nehmen! Seehunde und dann in Deutschland — gibt's ja gar nicht! Das erzählen Sie man Ihrer Tante. Vielleicht glaubt die es, aber...“ und dann tippte meist der kluge Finger an eine noch klügere Stirn.

Na also, man ist ja nicht empfindlich, aber nach dem 66. Male habe ich mich dann umgestellt auf eine andere „Wahrheit“, die ich so ganz nebenbei, halb und halb unter dem Tisch erzählte: „Och — das? 'n Eisbär. Ja, hab' ich in Grönland gekriegt. So'n dower Eskimo hatte den mit seinem Vorderstopper angeschossen, und der Bär kam dann angerannt. Ich beguckte gerade meine Indianerandenken aus Alaska und hatte einen Tomahawk dabei; damit hab' ich ihm dann den Schädel eingeschlagen. War weiter nicht schlimm —, das da hab' ich als Andenken mitgenommen — immerhin...“, dann waren die Mienen in Ernst und Hochachtung erstarrt und ich mußte sehen, bald wegzukommen, weil ich das blasierte Gesicht nicht solange halten konnte.

Aber man gewöhnt sich bald auch daran — und schließlich habe ich selber beinahe an den Eisbären geglaubt und ich bin mit dieser Geschichte nie auf Zweifel gestoßen!

Auf diese Weise habe ich auch erst erfahren, was alles geglaubt wird — in Bayern, in Württemberg — und wohl auch in Berlin.

Jedenfalls, der eine Kontrahent in diesem Krieg um die Seehunde, dessen Geschichte ich hier erzählen will, war aus Berlin: Hermann, der Reichsjägermeister und Reichsmarschall. Er ist ja bekannt genug und jetzt tot. Wir wollen nichts Schlechtes über ihn sagen und das Verdienst des Reichsjagdgesetzes bleibt ihm und seinen Mitarbeitern. Aber daß niemand so leicht sich an ihn heranwagte und jeder sich mühte, mit ihm keinen Streit zu kriegen, weil schlecht mit ihm Kirschen essen war, das wissen wir noch gut. Wer wollte wohl gegen ihn antreten, wer gegen ihn gewinnen?

Nun, die andere Seite war Wilhelm Huck, genannt Opi, vom Dorumertief, damals immerhin schon auf die 80 losmarschierend. Wenn er vielleicht nicht so bekannt ist, wie sein Gegner, so kann ich nur sagen: Darum ist es schade! Er hätte es ebenso verdient wie Göring, und das Kapitel wäre freundlich und fröhlich und je länger es dauert, um so freundlicher und fröhlicher wird es! „Walther, lot dat Supen we'n“, sagte er zu mir, „dor is van dat Schietkrom in, van den Alkohol, we's woll, un dat schall jo nich gesund we'n. Ick, ick drink niemols, wenn'k nix hew, bloß, wenn ick wat hew, denn supt wi niederträchtig.“

Im Umgang aber mit militärähnlichen vorgesetzten Behörden hatte Opi jedenfalls einige Vorübung, wie jenes Zusammentreffen mit einem jungen Schutzmann in Bremerhaven bewies.

Der ganze Tag war ein Krieg! Zuerst auf dem Finanzamt, wohin er beordert war — das ist noch ein ganzes Kapitel für sich! —, dann traf er auf dem Rückwege mit seinem Erbfeind, dem Alkohol, zusammen, und einige Stunden lang tat er sein Möglichstes, ihn auszurotten. Schließlich mußte er aber näher an den Bahnhof heran und wollte die Geestebücke passieren, die damals noch nur rechts überschritten werden durfte. Wilhelm war aber links und ging ruhig geradeaus, obwohl da oben ein Schutzmann stand.

„Sie müssen drüben gehen!“

„Wullt du mi wat?“

„Sie müssen auf die andere Seite gehen!“

„Wat wullt du? — Ick? — Ick goh hier good!“

„Sie müssen aber auf die andere Seitel. Hier dürfen Sie nicht gehen!“

„Ick drow hier gohn, dat süß' jo. Wat du wullt, son grönen Jung, dat geiht mi nix an. Wees woll, du muß noch 'n Barg tolehrn, dat lot di geseegt we'n!“

„Das ist Beamtenbeleidigung! Sie kommen sofort mit zur Wache!“

„Min Jung, wenn ick di beleidigen wull, son grönen Snösel, as di, dat keem anners rut, dat kanns glöben! Meenst du, du kannst mi holen? So'n Snösel van Jung! Dat wilk di woll wisen.“

Halb geführt, halb freiwillig ging es dann mit dem Schutzmann doch zur Wache, die nicht weit entfernt war, und auf dem Wege stand Willems Mund nicht einen Augenblick still, und die Andreden wurden von Mal zu Mal massiver.

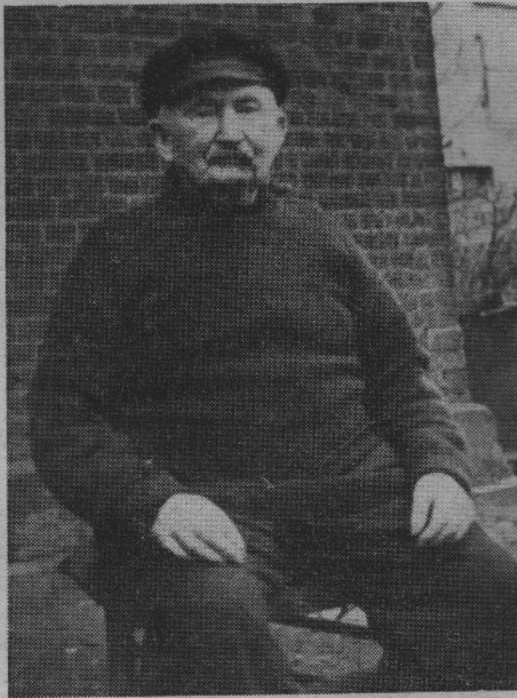
Als sie dann in der Wache ankamen, wollte der Schutzmann nun seinerseits anfangen zu reden, aber Wilhelm schob ihn ein wenig zur Seite: „Nun hol din Mul mol un hol uns eerst mol 'n groten Sluck — ehder hes du nix to seggen!“ Bei dem lauten Reden hatte sich drüben die Tür geöffnet und der Kommissar oder der Hauptwachmeister war hereingetreten. Aber kaum hatte der Schutzmann wieder angefangen zu sprechen, da hob schon der Kommissar die Hand: „Ach, Sie wissen nicht. — Das ist ja Wilhelm Huck! Den lassen Sie man gleich wieder laufen. Der meint das nicht so und hat eine andere Sprache.“

Wilhelm drehte sich nur kurz herum: „Hew ick di dat nich gliks seggt, du dusseliger Hund!? Du bis noch ganz donnermäßig dösing un muß noch 'n Barg tolehrn! Un nu hol man ers mol den Sluck!“

So verkehrte er gern mit Behörden und ähnlichen Instanzen.

Über Opi wäre allein ein Buch zu schreiben, aber das würde unserer Geschichte wenig bekommen. Es ging in diesem Kriege — natürlich um die Seehunde. Und der Konflikt hatte sich wie das bei Kriegen ja meistens so ist, so allmählich zusammengebraut. Ich muß das mal von Anfang an erzählen.

Es begann damit, daß ich einen Brief bekam aus Berlin von — seligen Angedenkens — Herrn Ulrich K. T. Schulz, der bei der Ufa damals alle Kulturfilme drehte. Er sollte im Auftrage Görings einen Seehundfilm schaffen und fragte an, wie das anzufangen wäre. Da war ich gleich Feuer und Flamme, denn das hatte mir schon immer vorge-schwebt. Was nutzte alles Erleben, wenn niemand es einem glaubte — siehe oben! Ich schrieb gleich zurück, und — am nächsten Sonntag war U. K. T. Schulz persönlich in Dorum und wir besprachen alles genau. Sein letzter Satz war immer: „Wenn irgend was nötig ist, nur sagen! Ein Wort an Göring, und dann ist es richtig und alles ist da — alles! Es wurde der Zeitpunkt verabredet: Sofort nach dem 1. Juli, weil am 15. das Schießen losgeht. Dann wollte ich vorher draußen alles vorbereiten, und es mußte ein guter Film werden.“



Opi Huck in seinen letzten Lebensjahren

Ich fuhr einigemal deswegen hinaus und wählte einen Pulk Seehunde aus, die regelmäßig am „Bulten“, an der „Hogen Mettje“ lagen und die sehr zahm waren, weil täglich die Fischer an ihnen vorbeifischten. Ich grub zwei Bretter ein, über die wir dann ein anderes, das wir mitbringen wollten, legen mußten, und darauf sollte der Apparat stehen. Ich hatte gedacht, wir wollten schon im flachen Wasser vor den Hunden da sein und hätten dann sicher einen prima Film gedreht, wenn die Hunde so nach und nach auf den Sand gekommen wären.

Anfang Juli wartete ich —, aber die Nachricht kam in Form eines Ferngesprächs aus Borkum, wo Göring selbst war, um Seehunde zu schießen.

Und natürlich ließ er den Photographer nicht weg, Er käme erst um den 20. Juli herum.

„Ja“, sagte ich, „dann sind die Hunde beschossen und mit Aufnahmen wir' es dann nicht mehr! Dann müßten Sie den Anfang der Jagd um 14 Tage hinausschieben.“ Und tatsächlich stand in der nächsten Ausgabe sämtlicher Jagdzeitschriften, daß die Seehundsjagd erst am 1. August eröffnet werde. Ohne jede Begründung.

Nun war damals eine lange trockene Wetterperiode gewesen mit überwiegend östlichen Winden. Das mögen die Krabben nicht und sie waren in tieferes Wasser verschwunden. Die Fischer fingen fast nichts und hatten nun wenigstens den kleinen Trost, bald die Seehundsjäger — für 100 Mark je Tag damals — führen zu können. Da waren sie jedenfalls weit besser daran und hatten es auch bequemer als beim Krabbenfischen.

Die Jäger waren angemeldet — mit Termin. Alles sollte nun hinfällig sein! Ob sie später kommen konnten, war höchst ungewiß. Auch dieses kleine Fell wollte davonschwimmen! Da berief Willem eine Versammlung aller Fischer ein! (Es wurde zuletzt natürlich ein rauschendes Fest!)

Er hielt die Eröffnungsrede, nachdem er vorher einige genehmigt hatte: „Dat mit de Hunnen — ji weet dor ja all von Bescheed — dor schall he nich mit dör, de Dicke (das war Göring!). De will dor Biller von moken, bloß dorüm! Ober Hunner, giw.“



„Min Hart ward still“

In deepe Nacht gah eck dör de Straten,
Hür nix as minen eegenen Schritt.
Blos de ol Tuurnklock ehr swore Ticken
Geiht dör Schatten bedächtig mit.

Ower dat heemlich verswegene Düster
Blinkert an'n Heben Stiern an Stiern.
Müch woll mit jüm kreisen un wannern
Wiet in wiltvergetene Fiern!

Awer — eck bliew jo Minsch ünner Minschen,
Un de Eer de gifft mi nich free.
Wenn ok! — Min Hart ward still un tofreden,
Wenn eck in Andacht na baben seh.

Denn sünd Angst un Sorgen vergeten,
Mi is, as wenn all min Sinnen geiht
Mit de Stiern dör högere Wilten
Bit an den Soom van de Ewigkeit.

Hinrich Braasch.



dat bald mehr as Knot. Mi hebbt se dat ganze Nett tweireten, un Martin mutt dat nu opsetten un denn goht wi dor gegenan. Vandog mutt dat ferig un morgen mutt dat no Berlin! Un nu seggt mol wat. Prost!“

Es wurde noch viel „gesagt“ und je länger, um so schlimmer wurde es. Die Seehunde waren danach zahlreich wie Möwen und wild wie ausgehungerte Löwen, sie raubten den Fang aus den Netzen und zerrissen sie dann. Sie mußten unbedingt und sofort dezimiert werden, wenn es nicht der Ruin der Küstenfischerei sein sollte.

Das war der Sinn der Eingabe. Ich habe mich schief gelacht. Aber wer wollte in Berlin wohl etwas dagegen sagen!? Wer verstand auch nur das geringste davon? Die Hochseefischereigenossenschaft stellte sich hinter die Eingabe und — die Verlegung des Jagdaufganges wurde schon in der nächsten Nummer der Jagdzeitschriften aufgehoben!

Wilhelm hatte sogar den Amtsschimmel überannt und in einem Blitzkrieg den Reichsmarschall überwunden!

„Wees“, sagte er hinterher resümierend, als wir darüber sprachen, „de Welt is jo man trorig inricht“, jümmer drög un nix to drinken. An' besten weer jo ween, unser Mudder, de weer jung storben —, denn harrn wi dor nix mit to kriegen harrt. Ober sowat — wees, wenn de hogen Herrn so niederträchtig düsselig sünd —, dat is noch mol 'n lütten Spoß! Dor kunnste woll eenen op utgeben!“

Das haben wir dann auch abwechselnd getan, und es wurde, wie immer, wenn es angefangen hatte, noch eine „donnermäßige“ Siegesfeier daraus.
Walter Harken, Dorum

Die Begründung der Schule in Cuxhaven-Döse

Ein Beitrag zur Schulgeschichte Cuxhavens

Für die Entstehung des Schulwesens im ehemaligen hamburgischen Amte Ritzebüttel sind drei Pfarrkirchen mit ihren Küstereien die Ansatzpunkte: Altenwalde, Groden und Döse (früher Steinmarne genannt). Von den beiden letztgenannten Dörfern aus hat sich das gesamte heutige Cuxhavener Schulwesen entwickelt und entfaltet. In dem vorliegenden Aufsatz — der auf Grund von Aktenmaterial vornehmlich des hamburgischen Staatsarchivs entstanden ist, da gedruckte Quellen fehlen — wollen wir uns insbesondere mit der Entstehung der Döser Schule beschäftigen.

Aus einem Visitationsbericht des Jahres 1653 erfahren wir für Döse: „Der Küster hält Schule“. Der Küster hat also zugleich das Amt des Lehrers inne. Die angeführte Bemerkung ist jedoch nicht die älteste Nachricht über den Döser Küster bzw. Lehrer. Wir können dieses Amt bereits um 1550 nachweisen. In der Einleitung zum „Döser Kirchenbuch“, das 1582 von dem Pastor Peter Petersen angelegt wurde, lesen wir, daß nach der Erbauung der „nien kercken thor Steinmarne“ — eine Kirchenneugründung, die auf reformatorische Ereignisse zurückzuführen ist — der Rat der Stadt Hamburg erlaubte, einen Pastor und einen Küster anzunehmen. Wir haben es also in der Döser Küsterei mit einer Neugründung der Reformationszeit zu tun im Gegensatz zu Groden und Altenwalde, deren Küstereien bereits in vorreformatorischer Zeit bestanden haben.

Für die Gestaltung der Lebensform in der Reformationszeit sind entscheidend die Kirchenordnungen. Für den damaligen Bereich des hamburgischen Staatsgebietes, zu dem auch das Amt Ritze-

büttel gehörte, waren die grundlegenden Ordnungen die des Johannes Bugenhagen von 1529 und später die des Johannes Aepin von 1556. Bugenhagen ordnet in seiner Kirchenordnung an: „In einer ideren Kercken möth sin ein Köster, de dem Parner gehorsam sy, tho donde sin Ampt mit Schlutende, mit Lüdende tho rechter Tydt, und anderem Kerken-Deenste usw. de schal hebben vöfftig Mark und den Huspenning, und wat men em plegt tho schenkende, dartho ein frye Wahninge, tho solkem Ampte kan men wol helpen etliken armen godtfruchtigen Pastoren, so welke des begehren werden. De Köstere schölen Flidt dohn, dat alle Klocken recht und gelick schlan, und de Döpe vull frisches Waters holden. Nebest solken Deenste können de Köstere ock wol ander Arbeit dohn, besunderen ehre Fruwen tho erwerwende wat mehr thor Nehringe und Hussholdinge denet . . .“

Gemäß dem ausgesprochenen Grundsatz, daß an jeder Pfarrkirche ein Küster angestellt werden soll, handelt man auch in Döse. Wir sind in der glücklichen Lage, ein Konzept des Vertrages zu besitzen, den ein Jürgen Wittekop im Jahre 1549 mit dem Kirchspiel abgeschlossen hat, und in welchem beurkundet wird, daß Jürgen Wittekop als Küster an der neuen Kirche zu Steinmarne dienen will. Das Kirchspiel wird bei der Schließung dieses Vertrages vertreten durch den Altenwalder Schultheißen Heige Thiken — Steinmarne-Döse gehörte zum Kirchspiel Altenwalde — sowie den Altenwalder Kirchgeschworenen Barteld Hinse und Hinrik Hasen, während der in dem Vertrag genannte Moritz Witte wohl als Vertreter der nach Döse Eingepfarrten anzusehen ist. Nach den

am Johannistag 1549 geschlossenen Vereinbarungen soll der Dienst Jürgen Wittekops Michaelis 1549 beginnen und Michaelis 1552 beendet sein. Sein Dienst als Küster gilt als Gegenleistung für ein Kapital von 30 Mark, das er von den Altenwalder Geschworenen erhalten hat.

Jürgen Wittekop bezeichnet sich selber als einen Untertan des Hauses Ritzebüttel, der auf der Steinmarne wohnt. Ob er ein Alteingesessener oder von außen gekommen, ist nicht weiter feststellbar. Der Name Wittekop ist mir in Ritzebütteler Urkunden sonst nicht begegnet. Bei der Aufzählung der Sicherheiten für die vorgeschossenen dreißig Mark gewinnen wir einen interessanten Einblick in Wittekops Vermögensverhältnisse. Er besitzt ein Haus, in dem er auch wohnt, und das belastet ist mit 20 Mark, die einem Johan Grefe gehören. Das „Ingedoemde“ besteht aus „kannen, ketel und grapenn, kleder klen unde groht“. An

Wir suchen noch Helfer und Mitarbeiter für das Volkskundliche Archiv, vor allem in Land Wursten und im Südtel des Kreises Wesermünde. Willkommen ist, wer Freude an Sitte und niederdeutschem Brauchtum hat. Meldungen an den Schriftleiter, Lehe, Lange Str. 7, erbeten.

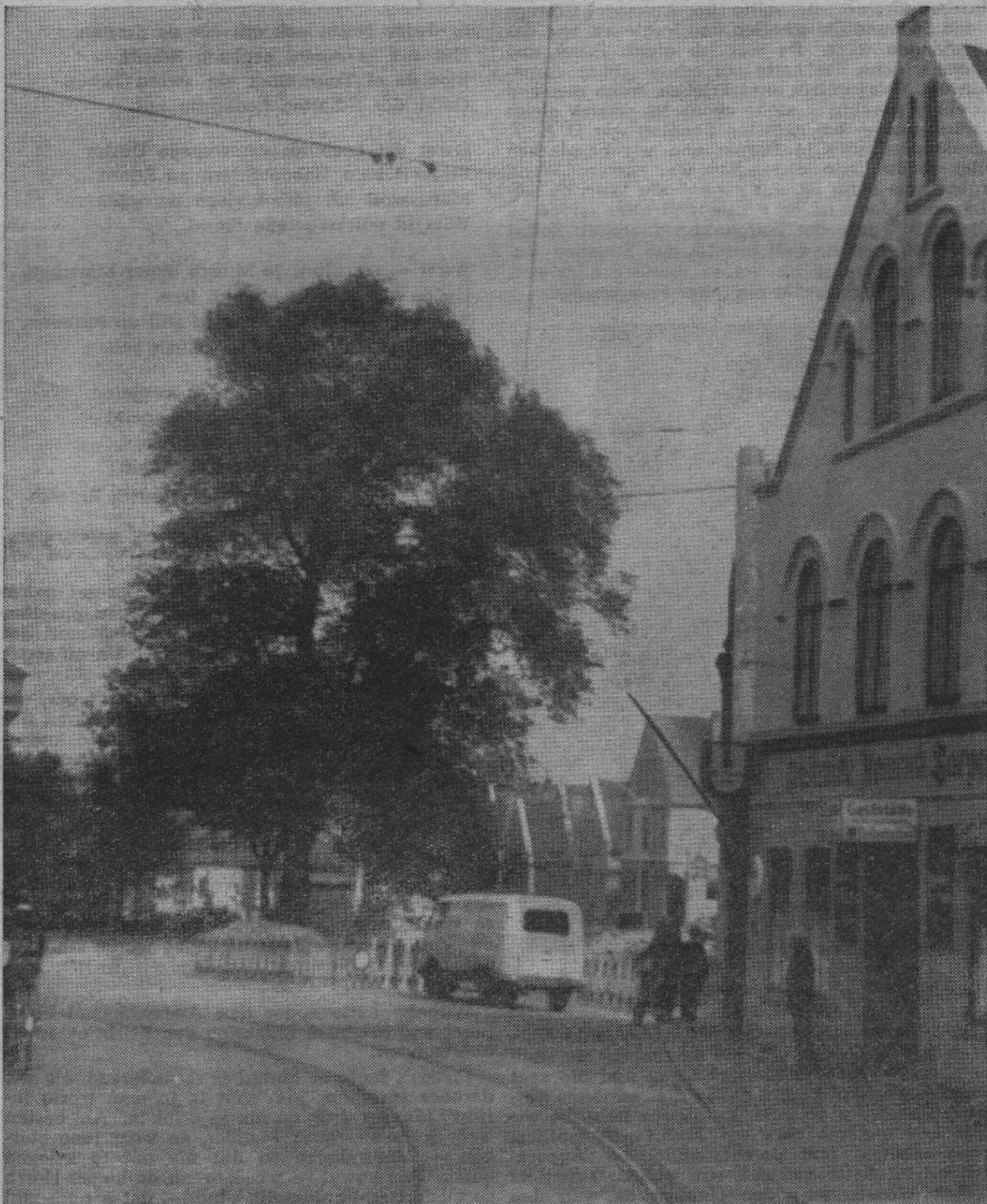
lebenden „Krop“ (Viehzeug) hat Wittekop ein „hingstperd so gudt alsze it is“, eine Kuh, dazu Schafe und Schweine. Von zwei Stücken Ackerland, die sein Eigentum sind, will er das eine verkaufen, um mit dem Erlös eine Schuld abzutragen.

Es drängt sich der Eindruck auf, als ob Wittekop stark verschuldet gewesen ist. Bei der Vertragsschließung wird weiter verhandelt: sollte Wittekop innerhalb der drei Jahre, in denen er sich verpflichtet hat, als Küster zu dienen, sterben, so soll von den dreißig Mark abgerechnet werden, was er an Lohn zu fordern hat. Bis dahin darf niemand von den als Sicherheit gebotenen Vermögenswerten etwas „vorsetten edder verkopen edder vorpanden“, bevor nicht die dreißig Mark abverdient oder vom „ersten pennynk myt dem latesten“ zurückgezahlt worden sind. Sollte er jedoch die drei Jahre als Küster abdiene, so sollen die dreißig Mark „doht sin“. Als im Jahre 1556 die Altenwalder Gemeinde nicht mehr zu den Döser Ausgaben beitragen will, reichen die Altenwalder Kirchgeschworenen dem Ritzebütteler Amtmann eine Aufstellung ein über die aus dem Altenwalder Kirchenvermögen an die Döser Kirche gezahlten Leistungen; darunter heißt es: „noch gegeuen von der kercken tho oldenwolde jurgen wyttekop dem koster, dat he der karken up der steinmarne 3 jar dende 30 Mark.“ Außerdem lesen wir in dieser Aufstellung: „noch geuen jurgen wyttekop tho tholage syner Hoffstede, dewyle he nene fryge wanynge van der kercken hadde 5 Mark.“ Wir sehen bei dem Ausdruck „nene fryge waninge hadde“, daß Bugenhagens vorhin mitgeteilte Anordnung, ein Küster müsse eine freie Wohnung haben, auch im Amte Ritzebüttel ihre Beachtung und Befolgung gefunden hatte. (Wird fortgesetzt.)

Reichhaltiges Jahrbuch

Wie auf der letzten Sitzung des Erweiterten Vorstandes Anfang Mai in Dorum mitgeteilt wurde, hat der Herausgabe-Ausschuß des Jahrbuches beschlossen, die diesjährige Ausgabe besonders reichhaltig zu gestalten. Der vorjährige Band war zum 75jährigen Jubiläum ganz der Geschichte und der Arbeit des Heimatbundes gewidmet und enthielt keine eigentlich wissenschaftlichen Arbeiten. Zum Abdruck sind vorgesehen von Dr. Haarnagel ein vorläufiger Bericht über die Grabungen auf der Feddersen Wierde, von K. Waller über den Twellberg bei Duhnen, von Dr. Diek über Moorleichen. Johannes Cordes wird über Langener Flurnamen, G. Werbe über Geschichtliches aus Insum berichten, Beiträge von Dr. Keller und Vogeler beschäftigen sich mit Hermann Allmers, während J. Langer ältere Urkunden aus Beverstedt vorlegt. Ein besonderes Gesicht erhält das Jahrbuch durch die geplante Wiedergabe des ausgezeichneten und mit größtem Beifall aufgenommenen Vortrages, den Staatsarchivdirektor Prof. Dr. Schnath auf der Jubiläumsfeier im Staatstheater im Vorjahre hielt: „Weltweiter Elb-Weserwinkel“, und der damit auch denen, die damals nicht zugegen sein konnten, zugänglich wird.

P.



Durch Jahrzehnte war diese Ulme am Flötenkiel ein Wahrzeichen des nördlichen Stadtausganges in Lehe. Sie mußte, in vollem Laubschmuck, mitten im Sommer fallen. Jetzt werden am Beginn der Langener Landstraße, wieder mitten im Sommer, wieder in vollem Laubschmuck, die Straßenbäume abgeschlagen, obschon seit mindestens einem Jahr feststeht, daß sie fallen müssen. Und dann wundert man sich, wenn Jugendliche Bäume und Sträucher zerstören!

P.

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von vierteljährlich 0,60 DM einschließlich Postkosten. Druck und Verlag Nordwestdeutscher Verlag Ditzten & Co., Bremerhaven, Hafenstraße 140. Postscheckkonto: Hamburg 13696. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Dr. Panzer, Bremerhaven-Lehe, Lange Straße 7.